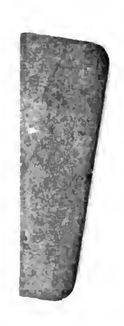
Nietzsche's Zarathustra

Karl Knortz



Nietzsche's

Zarathustra.

Eine Einführung

von

Professor Karl Knortz





Verlag von Hugo Peter, Halle a. S.
1906.

Friedrich Nietzsche hielt bekanntlich seinen Zarathustra nicht nur für sein reifstes, edelstes und gedankenreichstes Werk, sondern überhaupt für das tiefste Buch, das irgend ein dichtender Philosoph vor ihm der deutschen Nation geschenkt. Die Aufnahme, die es während seines Lebens fand, war jedoch im höchsten Grade entmutigend und entsprach nicht im mindesten den hohen Erwartungen, die er daran knüpfte. In diesem Werke zeigt er, wie er seiner moralischen Aufgabe, Armenarzt des Geistes zu sein, gerecht wird und wie er die schenkende Tugend ausübt, indem er aus dem schier unerschöpflichen Füllhorn seines Gedankenreichtums die Leser mit seltenen Geistesschätzen in würde- und weihevoller Sprache überschüttet. Kein Wunder, dass die unverzeihliche Interesselosigkeit, welche das gebildete Publikum diesem seinem im dionysischen Zustande oder im Rausche der überschäumenden Kraft entstandenen Lieblingswerke entgegenbrachte, ihn immer schroffer, rücksichtsloser, unversöhnlicher und einsamer machte. Er liess daher den vierten Teil desselben nur in wenigen Exemplaren

für seine intimsten Freunde drucken und brachte von den Plänen, die er für den Abschluss des ganzen Werkes entworfen, keinen einzigen zur Ausführung.

„Zarathustra“, wie er jetzt vorliegt, entstand hauptsächlich in den Jahren 1882—84; die ersten Spuren desselben finden sich allerdings schon in einem älteren, dramatischen Empedokles-Fragmente, zu dem er vielleicht mehr durch eine ebenfalls nicht vollendete Dichtung Hölderlins, der er auch die Grundgedanken entlehnte, als durch sein Studium des betreffenden griechischen Philosophen begeistert wurde.

Vom persischen Religionsstifter Zarathustra oder Zoroastar wissen wir im Allgemeinen so wenig, dass ihn Nietzsche ruhig als Stellvertreter wählen und ihm seine Weisheit in den Mund legen konnte. Dass jener Name auf Deutsch „Goldstern“ bedeutet, wusste unser Dichter-Philosoph zur Zeit der Veröffentlichung seines Werkes nicht, freute sich aber herzlich, als er darauf aufmerksam gemacht wurde.

* * *

Zarathustra hatte sich in seinem dreissigsten Jahre in die Einsamkeit der Berge zurückgezogen und war dort zehn Jahre lang des Genusses seines Geistes nicht müde geworden; dann aber verwandelte sich sein Herz, er stand mit der

Morgenröte auf und sprach zur Sonne: „Was wäre dein Glück, wenn du die nicht hättest, denen du leuchtest? Du würdest deines Lichtes satt werden ohne mich, meinen Adler und meine Schlange. Wir nehmen dir deinen Überfluss ab und segnen dich dafür!“

So ist auch Zarathustra seiner Weisheit allmählich überdrüssig geworden; er will sie nun verschenken und den Menschen Freude bringen, damit der Weise sich in seiner Torheit und der Arme in seinem Reichtum erkenne. Er will ihnen das Evangelium des Übermenschen und der ewigen Wiederkunft, symbolisiert in seinem Adler und seiner Schlange, verkünden.

Zarathustra steigt also den Berg hinab und sieht einen alten Einsiedler. „Nicht fremd ist mir dieser Wanderer“ spricht derselbe zu ihm; „vor manchem Jahre gingst du hier vorbei, damals trugst du deine Asche in die Berge; willst du heute dein Feuer in die Tiefe tragen? Fürchtest du nicht des Brandstifters Strafen? Ja, ich erkenne Zarathustra. Geht er nicht daher, wie ein Tänzer? Verwandelt ist Zarathustra; zum Kinde ist Zarathustra geworden; ein Erwachter ist Zarathustra — was willst du nun bei den Schlafenden?“

Zarathustra erwidert, dass er die Menschen liebe und ihnen ein Geschenk bringen wolle. Er hat seine Asche, das heisst seine unter dem Einfluss Schopenhauers und Richard Wagners

entstandenen Ideale, auf den Berg getragen, hat sich dort zur Unabhängigkeit und Klarheit seines Geistes durchgerungen und will nun sein Glück mit den Menschen teilen.

Allein der Einsiedler, den allzugrosse Menschenliebe bitter enttäuscht und zum unheilbaren Misanthropen gemacht, rät ihm entschieden davon ab, da die Menge misstrauisch gegen Seinesgleichen sei; er selber zöge es deshalb vor, unter den Tieren des Waldes zu leben und Gott durch Singen, Brummen, Lachen und Weinen zu verehren. Als Zarathustra dies vernommen, entfernt er sich schleunigst; einem Schlafenden, der noch nicht einmal gehört, dass Gott tot sei, hatte er nichts zu geben und nehmen wollte er ihm auch nichts.

In der Stadt, die Zarathustra darauf betritt, findet er eine Menge Leute, die gekommen waren, um die Künste eines Seiltänzers zu sehen. Da derselbe aber noch nicht erschienen war, so gibt ihnen Zarathustra, um ihre Neugier zu befriedigen, etwas Merkwürdiges zu hören, nämlich eine Rede über die Notwendigkeit und Bedeutung des Übermenschen.

Der jetzige Mensch, so argumentiert er, ist etwas, das überwunden werden muss. Er ging vom Wurme aus, aber es klebt ihm noch vieles vom Wurme an; einst war er ein Affe, aber jetzt ist er noch ein grösserer Affe. Der Übermensch ist also der Sinn der Erde; dieser Erde

aber bleibt treu und lasst euch nicht durch Giftmischer und Verächter des Lebens überirdische Hoffnungen vorgaukeln! Das Furchtbarste ist, an der Erde zu freveln.

Einst blickte die Seele verächtlich auf den Leib und wollte ihn nach ihrem Bilde hässlich, mager und leidend gestalten; ist es ihr nicht gelungen? Das Grösste, was ihr also erleben könnt, ist die Stunde der grössten Verachtung — die Stunde, in der euch euer Glück, eure Tugend und eure Vernunft, nämlich die stille, einschläfernde Genügsamkeit, zum Ekel wird. Hat euch eure Tugend je aufgeregt? Hat eure Vernunft jemals nach neuem Wissen, wie der Löwe nach Nahrung, verlangt? Eure Zufriedenheit schreit zum Himmel und ruft den Blitz auf euch herab; dieser Blitz aber ist der Übermensch.

Der jetzige Mensch ist ein Seil, geknüpft über einen Abgrund, zwischen Tier und Übermensch. Die Gegenwart muss sich der Zukunft opfern; wer also das Leben recht zu würdigen weiss, der arbeitet und erfindet, um dem Übermenschen das Haus zu bereiten und sieht in seinem Untergang seine Tugend, denn nur dadurch wird er zum Vorläufer des Übermenschen.

Aber das Volk verstand Zarathustra nicht, denn er wütete nicht wie ein lärmender, die Luft mit den Händen durchsägender Bussprediger. Und doch besass dieses Volk etwas, wodurch es sich vom gemeinen Ziegenhirten

unterschied — Bildung nämlich, deren Endziel Ruhe und Zufriedenheit ist. Der moralische Bildungsphilister, den Zarathustra der Menge als den letzten Menschen vorstellt, vermeidet Kampf und rastloses Streben; er scheut Arbeit und Gefahr; er liebt seinen Nächsten und wohnt in warmen Ländern. Wenn er wirklich arbeitet, so geschieht dies nur zur Unterhaltung und es ist dafür gesorgt, dass diese weder den Geist noch den Körper anstrengt. Er ist weder arm noch reich, denn Beides ist beschwerlich. Er bildet mit Seinesgleichen eine Herde, in der Niemand befiehlt und gehorcht. „Mache uns zu diesem letzten Menschen", ruft nun begeisternd die Menge, „dann schenken wir dir den Übermenschen!"

Plötzlich stürzt der Seiltänzer, der kühne, wagende und Gefahren suchende Mensch, in die Tiefe, denn ein Possenreisser, der Liebling des Publikums, war ihm meuchlings auf das Seil gefolgt und über ihn gesprungen.

Zarathustra hebt den Unglücklichen auf; derselbe kommt bald wieder zu sich und spricht die Ansicht aus, dass ihm der Teufel ein Bein gestellt und ihn nun auch in die Hölle schleppen werde. Aber Zarathustra beruhigt ihn mit der Versicherung, dass es weder einen Ort der ewigen Qual noch einen Fürsten desselben gebe.

Doch der Seiltänzer stirbt. Zarathustra nimmt den Leichnam auf die Schulter und trägt

ihn fort, um ihn im Walde zu begraben. Kaum ist er hundert Schritte gegangen, da schleicht sich der Possenreiser, also der Mann, der das niedrigste Bedürfnis der Masse zu befriedigen und ihre Neugierde auf sich zu lenken versteht, an ihn heran und warnt ihn, jene Stadt ja nicht mehr zu betreten, da ihn dort die Guten und Gerechten, die Gläubigen des gereiften Glaubens bitter hassten und in ihm eine Gefahr für das Volk erblickten; denn wer da behauptet, es gäbe weder Hölle noch Teufel, sei ein Gemeinschaden und könne froh sein, wenn man ihn nur verlache oder wenn ihn kein Possenreisser ins Verderben stürze.

Bald darauf kamen die Totengräber der Stadt, trockne, pedantische Gelehrte repräsentierend, in die Nähe Zarathustras, lachten ihn spöttisch aus und wünschten ihn samt seiner Bürde zum Teufel.

Da kommt Zarathustra zu der Überzeugung, dass er der Mann für die Ohren dieser Philister nicht sein kann. Er braucht geistig und leiblich lebendige Gefährten, die ihm aus innerem Antriebe folgen; zu diesen will er reden, nicht aber dem Volke, der Herde Guter und Gerechter, Hirt und Hund werden. Diese hassen den Zerstörer ihrer Gesetztafeln und nennen ihn einen Verbrecher und Umstürzler. Zarathustra ist ein Schaffender, der zu Anhängern nur Mitschaffende brauchen kann. Diesen, die noch Ohren haben

für Unerhörtes, will er sein Lied singen und ihnen den Regenbogen zeigen, der zum Übermenschen führt. Über die Zögernden und Saumseligen aber will er hinwegspringen und seinen Gang zu ihrem Untergang machen.

Als die Sonne im Mittag stand, hört Zarathustra über sich den scharfen Ruf eines Adlers, um dessen Hals sich eine Schlange geringelt; es waren seine Tiere, das stolzeste Tier der Luft und das klügste Tier der Erde, die ausgezogen waren, um auszufinden, ob er noch lebe. Von diesen will er sich nun führen lassen.

Nun beginnt Zarathustra seine Wanderschaft und hält seine erste Rede in einer Stadt, welche benamst ist „die bunte Kuh“, unstreitig deshalb, weil sie von geistigen Wiederkäuern abgestandener Moralsysteme bewohnt ist. Seine Rede handelt von den drei Verwandlungen des Geistes: wie der Geist zum Kameele, zum Löwen, das Kameel und der Löwe zum Kinde wird.

Der Mensch, schwer beladen mit veralteten Überlieferungen und Dogmen, und geknechtet durch unmöglich zu befolgende, der Natur und Vernunft widersprechende Moral- und Glaubensvorschriften, eilt im Gefühle seiner erwachenden Kraft in die Wüste, um sich in der Einsamkeit auf sich zu besinnen und um den Preis der Freiheit mit seinem letzten Herrn und Gotte, dem grossen Drachen, zu kämpfen.

Dieser Drache liegt goldfunkelnd am Wege und auf jeder Schuppe glänzt der Befehl: „Du sollst!“ Er ist die absolute Autorität, die keinen Zweifel erlaubt und nur unbedingten Gehorsam verlangt. Da wird das Kameel zum Löwen, der nicht nur äusserlich, sondern auch innerlich frei sein will, der seine eigene Verantwortung übernimmt und sich seine eigenen Gesetze gibt, der sich das Recht zu seiner Freiheit und Moral erzwingt und den Drachenbefehl: „Du sollst!“ mit einem donnernden „Ich will!“ beantwortet.

Allmählich wird der Löwe zum Kind und beginnt als solches, indem es alles Vergangene vergisst, ein neues Leben. „Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein aus sich vollendetes Rad, ein heiliges Ja-sagen.“

In genannter Stadt wird Zarathustra ein Weiser gerühmt, der so anziehend vom Schlafe und der Tugend zu sprechen wusste, dass sich alle Jünglinge vor seinem Lehrstuhle versammelten. Er mischt sich also unter diese und lauscht aufmerksam dem Lobredner des Schlafes, dem leisetretenden, behäbigen, alles beim alten lassenden, weder Gott noch Regierung bekämpfenden, Pfaffen und Polizisten bereitwillig folgenden, sich über nichts aufregenden, Niemand widersprechenden, alten Kram wiederkäuenden Moralphilosophie-Professor, der eine gewaltige Entdeckung gemacht, nämlich das Glück erfunden hat. Er lässt sich nicht gelüsten nach seines Nachbars Weib oder

Magd; er gehorcht blindlings der Obrigkeit, der guten, wie der schlechten; er sehnt sich weder nach Ehren noch Schätzen; er gibt jedem recht — weil es den Schlaf befördert. Dies ist nach seiner Ansicht der Sinn des Lebens. Selig sind die Schlafenden, die sich am Tage derart für die Nacht vorbereitet haben, dass sie durch keine unliebsamen Gedanken und Träume gestört werden!

Doch Zarathustra gehört nicht zu den pessimistischen Hinterweltlern, die in der ewig unvollkommenen Schöpfung das Werk eines gequälten und quälenden Gottes sehen; er hat längst ausgefunden, dass dieser Gott gleich allen Göttern nur Werk und Wahnsinn der Menschen war; er kannte also dieses Gespenst, entsagte dem Glauben an das himmlische Nichts und sah im redlichen, schaffenden, wollenden und wartenden Ich das Mass aller Dinge. Und dieses Ich lernte immer aufrichtiger reden und fand immer mehr Worte und Ehren für Leib und Seele. Es lehrte einen neuen Stolz: nicht mehr den Kopf in den Sand himmlischer Dinge zu stecken, sondern ihn frei und hoch zu tragen, auf die redliche, reine Stimme des Leibes zu hören und der Erde einen neuen Sinn zu geben, anstatt an Hinterwelten und erlösende Blutstropfen zu glauben und den Predigern des Todes und des Schlafes zu lauschen.

Das Kind sagt: Leib bin ich und Seele. Der Wissende jedoch erklärt: Leib bin ich ganz und gar, und Seele ist nur ein Wort für etwas an dem Leibe. Der Leib ist eine grosse Vernunft, eine Vielheit mit einem Sinne, ein Krieg und ein Frieden, ein Hirt und eine Herde. Der Leib, die grosse Vernunft, sagt nicht nur Ich, sondern tut Ich. Er will über sich selbst hinausschaffen, eine Brücke zum Übermenschen werden.

Um dies zu sein, muss er sein Gutes, seine Tugend haben; diese allein ist die ächte, er hat sie sich nicht durch ein Gesetz Gottes oder der Menschen vorschreiben lassen, sondern sie gewählt, weil sie ihm gefällt. Sie ist aus seinen bösen Leidenschaften hervorgewachsen und Quelle seiner Freudenschaften geworden. So haben sich die in seinem Keller heulenden Hunde in liebliche Singvögel verwandelt.

Zarathustra-Nietzsche predigt über alle erdenklichen Texte, und wenn er dabei die aus seinen früheren Schriften bekannten Gedanken wiederholt, so tut er dies in einer Sprache von unwiderstehlichem Zauber und in Sprüchen, die sich leicht dem Gedächtnisse einprägen. Aber er predigt nicht nur, sondern er lacht und tanzt auch, denn er glaubt nur an einen frohen leichtbeschwingten Gott, im Gegensatz zu dem ernsten Geiste der Schwere, durch den alle Dinge fallen. Wer aber in die Höhe strebt, soll, wie der Baum, seine Fühlung mit der Erde nicht vergessen.

Alle Künste, Poesie, Musik, Bildhauerei und Malerei waren früher dem Dienste der Götter gewidmet. Wenn Lobeshymnen zur Ehre derselben ertönten, wurden sie stets von dem Rhytmus entsprechender Körperbewegungen begleitet. Aristoteles spricht selten von Poesie ohne zugleich den Tanz damit in Verbindung zu bringen. Pindar nennt Apollo einen Tänzer und Lucian hält den Tanz höher als die Tragödie. Die Spartaner liessen allen Kindern nach ihrem fünften Lebensjahre Tanzunterricht geben und betrachteten denselben als einen wichtigen Teil der Erziehung. Epameinondas hielt es nicht unter seiner Würde, sich dem Tanzvergnügen hinzugeben.

Es gibt zu viele Prediger der Hoffnungslosigkeit, zu viele Schwindsüchtige der Seele, die, kaum geboren, auch schon anfangen zu klagen und zu sterben. Sie sehen im Leben nur Schmerz und Qual und nennen denjenigen einen Toren, der sich nicht, um aller Arbeit und Unruhe zu entfliehen, davon stiehlt. Sie verkünden auch das Evangelium des Mitleids; aber wäre es von ihrem Standpunkte aus nicht konsequenter, dem Nächsten das Leben zu verleiden, damit er es gewaltsam abwürfe und sich dadurch von aller Not befreie? Die Erde ist voll von solchen, denen der Tod gepredigt werden muss, deshalb ist Zarathustra auch Lobredner des Krieges. Er liebt Gefahr und Kampf, er achtet den Mann

des starken Selbstbewusstseins, der aus seinen Instinkten kein Hehl macht, und der, wo es sich um den höchsten Gedanken, die Überwindung des jetzigen Menschen handelt, entweder stolz befiehlt, oder wenn er dies nicht tun kann, stolz gehorcht.

Der auf Grund der biologischen Gesetze zu züchtende Übermensch ist sein alleiniger Gesetzgeber; er ist mithin ein entschiedener Gegner des Staates, welcher die Eigenart des Einzelnen unterdrückt, alles einförmig macht, dem Volke immer mehr Rechte und Freiheiten einräumt, und seinen Dünkel durch Verallgemeinerung der Bildung fördert, anstatt es streng im Zaum zu halten, damit es seiner offenbaren Aufgabe, der herrschenden Klasse Handlangerdienste zu leisten, ohne Murren nachkomme.

Der grosse Mensch, der nicht überflüssig ist, beginnt erst jenseits des Staates und seiner Einrichtungen. Der Staat ist ein für die vielen Allzuvielen erfundener Götze, der dem alles gibt, der vor ihm niederfällt und ihn anbetet. Der wahre Mensch, der den Zug zum Übermenschen in sich verspürt, zieht sich in die Einsamkeit zurück; glücklicherweise gibt es noch genug leere Plätze auf der Erde für Einsame und Zweisame.

Wo die Einsamkeit aufhört, da beginnt der Markt mit dem Lärm der grossen Schauspieler und dem Geschwirre giftiger Fliegen. Diese Schauspieler aber sind praktische Leute; sie

verstehen es, ihre Überzeugung der herrschenden Zeitströmung anzupassen und sind dadurch die Helden des Tages. Der Grosse aber, der Erfinder neuer Werke, wohnt abseits vom Markt, da wo rauhe, starke Luft weht, wo er von den Stacheln der Giftfliegen, der neidischen, rachsüchtigen, schmeichelnden und winselnden Menge, verschont bleibt. Der einsam Schaffende ist nämlich ihr böses Gewissen; vor ihm fühlen sie sich klein und unbedeutend und möchten sich gerne dadurch an ihm rächen, dass sie sein Blut saugen.

Und in der Einsamkeit entgeht der Denker auch der Anregung zu sinnlichen Genüssen, wie sie die Grossstadt so reichlich bietet. Doch Zarathustra lehrt keine Flucht vor dem Weibe, denn Keuschheit, unserer Natur abgetrotzt, ist unsittlich, und nicht wenige, die in der Einsamkeit den Teufel der Wollust austreiben wollten, sind schliesslich in die Säue gefahren.

In der Einsamkeit kann man sich auch ungestört mit moralischen Fragen beschäftigen.

Eine Tafel der sittlichen Güter hängt über jedem Volke; sie ist seiner Überwindungen Tafel, die Stimme seines Willens zur Macht. „Immer sollst du der Erste sein und Anderen vorragen!“ Damit ging der Grieche seinen Weg zur Grösse. „Wahrheit reden und gut mit Pfeil und Bogen umgehen!“ lehrte der Perser. „Treue üben und um der Treue willen Ehre und Blut auch an

böse und gefährliche Dinge setzen“, damit bezwang sich das germanische Volk.

Alle bestehende Moral ist durch die Not geschaffenes, für längere oder kürzere Zeit giltiges Menschenwerk, also kein eigentliches Naturprodukt. Sie ist einfach Diktat der Majorität; was hingegen das starke, freie Individuum auf eigene Verantwortung hin lehrt und tut, gilt als Verbrechen.

Als Verehrer der Einsamkeit betrachtet Zarathustra die Nächstenliebe mit Misstrauen und erblickt in derselben nur eine Form der Eigenliebe. Nur der sehnt sich nach einem Nächsten, der an sich selber nicht genug hat, der kein abgeschlossenes Ich ist. Dem wird die Einsamkeit zum Gefängnis, der sich selber zu wenig liebt.

Der Einsame ist frei, aber hat er auch das Recht zu seiner Freiheit? Ist er eine neue Kraft, eine neue Bewegung, ein Schöpfer neuer Werke? Hat er nur solche grosse Gedanken, die sich wie ein Blasebalg aufblähen und dabei immer leerer machen? Hat er dadurch, dass er sein Joch abgeschüttelt, nicht seinen letzten Wert fortgeworfen? Versteht er, den richtigen Gebrauch von seiner Freiheit zu machen? Ist er selber Schöpfer, Richter und Rächer seines Guten und Bösen?

Der einsame Denker zwingt viele, über sich umzulernen; doch das rechnen sie ihm hart an.

Je höher er steigt, desto giftiger verlästert ihn der Neid. Er wird von den Guten und Gerechten gehasst, weil er sich erlaubt, seine eigenen Tugenden zu haben. Ihre Ungerechtigkeit ist der ihm zugemessene Teil; wer aber ein Stern sein will, soll deshalb sein Licht nicht auslöschen, sondern unbekümmert um alle Verdächtigungen weiter leuchten. Der Einsame muss seinen alten Ansichten entsagen; er muss sich einen neuen Gott aus seinen sieben alten Teufeln schaffen. Was er früher geliebt, muss er verachten und durch Neues ersetzen, auch wenn er dadurch zu Grunde gehen sollte.

Von den Weibern scheint Zarathustra nicht sonderlich erbaut zu sein und die Anschauung der Orientalen zu teilen. Er zieht es vor, darüber nur zu Männern zu reden und macht nur einmal eine Ausnahme, nämlich als ihn ein Hutzelweibchen, das nach eigenem Geständnis alt genug war, um alles gehörte gleich wieder zu vergessen, um seine aufrichtige Meinung bittet. „Der echte Mann“, antwortet er, „liebt Gefahr und Spiel, deshalb sehnt er sich nach dem Weibe, dem gefährlichsten aller Spielzeuge. Er verlangt keine allzusüssen Früchte von ihm, sondern will nur, dass es Gebärerin des Übermenschen werde.“

Bist du nun ein solcher Mensch, der sich Weib und Kind wünschen darf? Bist du siegreicher Herr deiner Tugenden. Redet vielleicht aus dir das Tier, die Notdurft oder die

Vereinsamung? Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf; bist du dazu rechtwinklig an Leib und Seele?

Die Ehe ist der Wille Zweier, das Eine zu schaffen, das mehr ist als die, welche es schufen. Welches Kind hat da nicht Grund über seine Eltern zu weinen? Ja, die Erde soll in Krämpfen beben, wenn sich ein Heiliger und eine Gans paaren! Auch der Listigste kauft oft die Frau im Sack. Seine Liebe ist eine kurze Torheit, die durch die Ehe zur langen Dummheit wird. Wahre Liebe soll eine Fackel sein, die zu höheren Wegen leuchtet und die Sehnsucht nach dem Übermenschen erweckt.

Zarathustra ist kein Verehrer der Überflüssigen, die sich ins Unendliche vermehren, sich die Erde untertan machen und das Sterben zur rechten Zeit nicht verstehen. Doch wer zur rechten Zeit nicht lebt, wie sollte der zur rechten Zeit sterben? Zarathustra lobt den freien Tod, der zu ihm kommt, wenn er ihn ruft. Frei aus dem Leben gehen, wenn Geist und Körper altern, ist sein Grundsatz, aber da lobt man den langsamen Tod und empfiehlt Geduld und Mitleid mit allem Kränklichen, Schwächlichen und Gebrechlichen.

Doch Zarathustra will nicht für unfehlbar gehalten werden; am allerwenigsten aber verlangt er Jünger, die ihm blindlings folgen und sich nicht zum selbstständigen Denken ermannen

können. Man vergilt einem Lehrer schlecht, wenn man immer nur sein Schüler bleibt.

Als Zarathustra die hier kurz skizzierten Weisheitslehren verkündet und sich von der Tatsache überzeugt, dass er doch nur die Rolle eines Predigers in der Wüste gespielt hatte, zog er sich wieder in die Einsamkeit seiner Höhle zurück, wartend, gleich einem Säemann, der guten Samen ausgestreut. Dort verbrachte er nun wieder Monate und Jahre, und während dieser Zeit wuchs die Fülle seiner Weisheit derart, dass sie ihm Schmerzen bereitete und ihn bewog, abermals der schenkenden Tugend zu pflegen und zu den wenigen, die er liebte, hinunterzusteigen. Dies war auch noch aus einem anderen Grunde nötig. Ein Kind war zu ihm im Traume getreten und hatte ihm einen Spiegel vorgehalten, in dem die hohnlachende Fratze eines Teufels zu erblicken war. Die Bedeutung war klar: seine Feinde hatten seine Lehre derart entstellt, dass sich seine Jünger derselben schämten. Zu ihnen eilt er also zurück; doch auch mit seinen Widersachern will er ein kräftiges Wörtlein reden.

Zarathustra verkündet nun aufs Neue die Lehre vom Übermenschen. Einst sagte man Gott, wenn man ins Unendliche blickte; Gott aber ist eine Mutmassung und alles Mutmassen ist ein Irrtum, wenn es weiter reicht als der schaffende Wille. Könnt ihr einen Gott schaffen?

Nein, wohl aber den Übermenschen, wenn auch nicht direkt, so doch die Väter und Vorfahren derselben. Diese Aufgabe verleiht dem Leben einen neuen, befreienden Inhalt; gäbe es auch etwas zu schaffen, wenn ein Gott existierte?

Der Mensch, der sich als Tier erkennt, strebt nach einer höheren Stufe; dazu muss er sich mancher bisher hoch gepriesenen Tugend, vor allem aber des Mitleids entschlagen, da durch dasselbe alles Kranke und Schwache erhalten und der Weg zum Übermenschen erschwert und verlängert wird. Man muss sein Herz zähmen, damit es mit dem Kopfe nicht durchgeht. Zarathustra ist daher auch kein Freund der Priester, die im Banne falscher Werte und Wahnworte stehen und die, weil sie alle Ursache haben, sich vor dem reinen Himmel zu verbergen, in süssduftenden Höhlen mit verdumpfter Luft und verfälschtem Lichte wohnen. Sie wandeln nie auf der Bahn der Erkenntnis und glauben daher an das unzuverlässigste Zeugnis der Wahrheit, an das Blut. Was beweist es, wenn Jemand für seine Ansichten durchs Feuer geht oder sich ans Kreuz schlagen lässt?

Wenn die Priester den Tugendhaften ein fröhliches, endloses Leben im Himmel versprechen, so lehrt Zarathustra, dass es überhaupt keinen jenseitigen Zahlmeister gibt, ja, dass selbst die Tugend nicht einmal ihren eigenen Lohn in sich trägt.

Die Tugendhaften schlafen; man muss also zu ihnen im Donner reden. Es gibt solche, welche das Faulwerden ihrer Laster ihre Tugenden nennen; es gibt solche, die den Alltagsuhren gleichen und ihr Tiktak Tugend heissen. Sie wollen mit ihren Tugenden den Feinden die Augen auskratzen und erheben sich nur, um Andere zu erniedrigen. Sie sagen, Tugend sei notwendig; aber das meint nur, dass die Polizei notwendig sei. Sie wollen Richter sein über Gute und Böse. Zarathustra ist müde der Worte Lohn, Vergeltung, Strafe, Rache und Gerechtigkeit; er reisst wie die Welle des Meeres das Spielzeug der Kinder in die Tiefe, um ihnen dafür bunte Muscheln, neue Tröstungen ans Ufer zu spülen.

Das Leben soll ein Born der Lust sein; wo aber das Gesindel mittrinkt, da sind alle Brunnen vergiftet. Wer sich vom Leben abkehrt, flieht einfach die Herde. Es hat schon mancher in der Wüste Durst gelitten, weil er nicht bei schmutzigen Kameltreibern an einer Zisterne sitzen wollte. Fort mit dem Gesindel, fort auch mit den Herrschern, die um dessen Gunst buhlen!

Zarathustra wohnt zu hoch für alles Unreine; er ist Nachbar der Sonne und lacht aus der Höhe über alle Gleichheitsprediger, die ihre geheimen Tyrannengelüste in Worte der Nächstenliebe kleiden und denen nichts zum Pharisäer fehlt als Macht. Mit diesen Predigern hat er

keine Gemeinschaft, denn ein einziger Blick lehrt ihn, dass die Menschen nicht gleich sind und auch nicht gleich sein sollen und können. Nur die Ungleichheit führt zum Übermenschen, das Gegenteil aber zum Stillstand. Wahrhaft ist nicht der Weise, der sich zum Fürsprecher des Volkes erniedrigt und sich als Esel vor das Pferd des Mächtigen spannen lässt; wahrhaft ist nur der, welcher hungernd, gewalttätig und einsam in götterloser Wüste weilt und sich vom Durst nicht beeinflussen lässt, Oasen aufzusuchen; denn wo diese sind, da verehrt man auch Götzenbilder. Die Weisen des Pöbels aber wohnen in Städten; sie kennen den Stolz des Geistes nicht, kein starker Wind und fester Wille treibt sie.

Trotz seines Ernstes und seiner Vorliebe für die Einsamkeit ist Zarathustra doch ein Freund der Heiterkeit und singt sogar jungen, mit Cupido tanzenden Mädchen ein Lied, allerdings ein Loblied auf die Weisheit. Diese ist ihm nämlich die Hauptquelle der wahren Lebensfreude, denn die Weisheit ist eine Frau, mit der man trotz ihres Eigensinnes und Wankelmutes doch die ältesten Karpfen ködert.

Der etwas melancholische Schluss des Tanzliedes bildet den Übergang zu einem Grabliede, in dem Zarathustra der Erscheinungen, Hoffnungen und göttlichen Augenblicke seiner Jugend als seiner lieben Toten, die ihm entweder zu rasch

entrissen oder ihm untreu wurden, rührend gedenkt.

Die Bosheit schoss tötliche Pfeile nach den Singvögeln seiner Hoffnungen und verwundete sein Herz. Göttlich sollten ihm alle Wesen sein, hatte seine Reinheit einst zu guter Stunde gesprochen, doch bald überfielen ihn schmutzige Gespenster. Einst wollte er über alle Hügel hinwegtanzen, da wurde schnell sein liebster Sänger überredet, dass er in ein düsteres Horn tutete und alle Verzückungen tötete.

Dies Lied besteht aus einer Aufzählung der idealen Jugendträume Nietzsche's; jetzt aber, da ihn weder Religion, Wissenschaft und Kunst befriedigt, da ihm sein liebster Sänger abtrünnig geworden, weil er die Sünde in Musik setzte und den naturwüchsigen Nibelungenrecken den vom christlichen Mitleide angekränkelten Parsifal zur Seite stellte, da war es Zarathustras herzensharter Sinn, der ihn unverwundbar und unüberwindbar machte und ihn befähigte, ruhig über Gräbern zu wandeln. Dieser Sinn aber war der Wille zur Macht, der Wille zum Schaffen einer Welt, vor der man knieen kann. Und diesen Willen findet man überall, wo Lebendiges ist, selbst in Liebesblicken und untertänigsten Dienstleistungen.

Zarathustra, der seinen Ideen einen zu weiten Flug gestattet, sieht sich immer auf einsamer Höhe und hat nur noch die Zeit zum Zeitgenossen. Da entschliesst er sich dann zur Rückkehr

und zieht heimwärts in das Land der Bildung, um sich zu den Gegenwärtigen zu gesellen. Und was sieht er da? Totes Vielwissen, eine zum Spott herausfordernde, fruchtlose, historische Bildung. Da wird ihm die Gegenwart bitter verleidet und er sehnt sich nach dem unentdeckten Kinderland der Zukunft.

Seine nächsten Predigten werden wie die bisherigen ohne Ausnahme vom Volke ungünstig aufgenommen. Als er einst unter Dornen und Disteln an einer alten Mauer im Schlaf lag, da frass ihm, wie ihm später eines der um ihn spielenden Kinder erzählte, ein Schaf den Epheukranz vom Kopfe und ging, indem es triumphierend ausrief: „Zarathustra ist kein Gelehrter mehr!“ stolz von dannen. Und da freute er sich herzlich und segnete sein Los, dass er doch wenigstens von den unschuldigen Kindern, also von der zukünftigen Generation, als Gelehrter angesehen wurde, von den Schafen aber, den Zopfgelehrten, an deren Tisch er sich zu lange hungrig gegessen, nicht mehr. Diese gaffen doch nur Gedanken an, die andere lange vor ihnen gedacht haben; greift man sie mit Händen an, so stäuben sie gleich Mehlsäcken und der Geruch ihrer Weisheit erinnert an dumpfe, fieberschwangere Sumpfluft. Sie können es nicht ertragen, wenn einer über ihre Köpfe hinweg schreitet; am allerwenigsten aber, wenn dies der unabhängige, unpedantische Zarathustra tut.

Von den Dichtern ist er ebensowenig, wie von den Zunftgelehrten eingenommen; sie lügen zu viel, da sie zu wenig gelernt haben. Daher finden dann hauptsächlich die Geistigarmen und die Weibchen an ihnen Gefallen, denn sie glauben steif und fest, die Dichter, die mit gespitzten Ohren im Grase liegen, erführen etwas von den geheimen Dingen zwischen Himmel und Erde und auch etwas von denjenigen über dem Himmel. Allein ihr Harfenklang ist nur Gespensterhauch. Doch Zarathustra ist selber Dichter und weiss als solcher ebenfalls merkwürdige Geschichten zu erzählen.

Als er einst wie ein Gespenst durch die Luft geflogen und am Feuerberge verschwunden war, sagte das Volk, der Teufel habe ihn geholt; seine Jünger aber waren entschieden anderer Meinung und erklärten, Zarathustra habe den Teufel geholt.

Aus genanntem Berge wohlbehalten zurückgekehrt, berichtet er, daß die Erde eine Haut sei, die an verschiedenen Krankheiten leide; die hauptsächlichsten hiessen „Mensch“ und „Feuerhund“. Letzterer, von dem sich der erste viel vorlügen lässt, ist die revolutionäre Bestie, der verlogene Umsturzteufel, welcher beständig das Wort „Freiheit“ im Munde führt. Aber die Welt dreht sich nicht um die Erfinder eines neuen Lärms, sondern um die neuen Werte.

Zarathustra predigt Lebensfreude. Er selber hat sich vom Passimismus seines Wahrsagers, Schopenhauers nämlich, rechtzeitig und gründlich befreit und lässt nun zur Verscheuchung der Weltmüdigkeit, die allen Wein in Gift verwandelt, alle Brunnen austrocknet und die Menschen zu Nacht- und Grabwächtern macht, neue Sterne leuchten und tausendfältiges Kindergelächter ertönen. Er öffnet die Burg des Todes und verscheucht durch sein kräftiges Gelächter die verstaubten Philosophie-Systeme der Vergangenheit.

Als Zarathustra eines Tages über eine Brücke ging, umringten ihn plötzlich mehrere Krüppel, Bettler und sonstige Schlechtweggekommene, darunter auch ein Bucklichter, der sich zum Mundstück derselben aufwarf. Derselbe, unter dem wir uns natürlich ein geistig verwahrlostes Individuum vorzustellen haben, verlangt, dass der Weise, damit die Menge an ihn glaube, Wunder verrichte, dass er den Blinden das Gesicht und den Lahmen gesunde Beine gebe und vor allen Dingen ihn von seinem Höcker befreie. Allein Zarathustra, der im Mitleid nur einen Hemmschuh der Menschheit auf der Bahn zum Uebermenschen erblickt, liegt nichts an Gläubigen, die nur auf ihren Vorteil bedacht sind; ausserdem hat er zahlreiche schlimmere Krüppel gesehen, die nur aus einem Bauch, einem Ohr oder einem Auge bestanden, die an Allem zu wenig, an Einem aber zu viel hatten

und nur Bruchstücke von Menschen waren. Aber das Volk hatte eine heilige Scheu vor ihnen und verehrte sie als Genies oder wissenschaftliche Spezialisten.

Zarathustra predigte aber nur für ganze Menschen; seine Wahrheiten waren nicht geeignet für Blinde, Lahme, Krumme und sonstige Geisteskrüppel.

Zarathustra blickt in die Höhe; doch währenddem es ihn hinauf zum Übermenschen reisst, klammert sich seine Hand an der Tiefe, am Menschen fest, damit er den Glauben an das Sichere nicht verliere. Er klagt, dass seine Worte bis jetzt noch keine Berge versetzt, sondern nur der Spott der Menschen hervorgerufen hätten; er klagt ferner, dass ihm, der das Gehorchen verlernt, die Löwenstimme zum Befehlen nicht gegeben sei; doch da vernimmt er die Flüsterworte: „Der Tau fällt auf das Gras, wenn die Nacht am verschwiegensten ist. Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die mit Taubenfüssen kommen, lenken die Welt!“

Zarathustra ist ein passionierter Bergsteiger; je höher er aber steigt, desto weniger vermögen seine Jünger ihm zu folgen und desto einsamer fühlt er sich. Auch liebt er nicht das Land, in dem Milch und Honig fliessen; er liebt nur, was hart macht. Humanität aber verweichlicht. Er liebt das Leben aufrichtig und möchte es gerne

so haben, dass es sich, da alle Gestaltungen des Existierenden schon einmal da waren, noch öfters wiederhole. Je älter und einsamer er wird, desto fester klebt er an seinem Wiederkunftsgedanken.

Meine Seele fliegt aufwärts und will sich den Himmel nicht durch die Wolken überlieferter Moral- und Schuldbegriffe verdunkeln lassen. Er wohnt jenseits von Gut und Böse und ist nicht neidisch auf die harmlosen Tugenden, die nur den Zweck haben, das Behagen bescheidener Leute zu fördern. Diese verlangen in ihrer Feigheit nur, dass ihnen Niemand ein Leid zufüge; sie kommen jedem mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit zuvor und machen aus dem Menschen das Zahmste aller Haustiere. Zarathustra aber ist Feind aller stillen Ergebung; er hat seinen eigenen unbeugsamen Willen und seine eigenen, ihm von keinem Herrn vorgeschriebenen Tugenden. Seine Liebe erstreckt sich nur auf Menschen, die wollen können, und solche, die sich selber lieben.

Zarathustra sucht die Einsamkeit auf aus Furcht, von Geisteskranken angesteckt zu werden; auch weiss er, dass die grosse Stadt die Hölle für Einsiedlergedanken ist. Dort sind die Schlachthäuser des Geistes; dort werden die Seelen wie schlaffe, schmutzige Lumpen aufgehängt und Zeitungen daraus gemacht; dort sind die anstelligen angestellten Tugendhaften mit kleinen

Bruststernen, hartem Sitz- und Wartefleisch und ausgestopften, steisslosen Töchtern. Dort sind auch die Frauen mit ihrer orthodoxen Speichelleckerei vor dem Gotte der Heerscharen, denn „von oben“ träufelt der Stern und gnädige Speichel. Dort dient Alles. Wo man aber nicht lieben kann, da soll man vorübergehen.

Ja, die Menschen werden bequem, müde und fromm. Mancher hob allerdings die Beine hoch wie ein Tänzer und ergötzte sich eine Zeitlang an der Weisheit Zarathustras, doch da besann er sich noch schnell genug, und krümmte sich vor dem Kreuze. Mancher flatterte der Mücke und dem jungen Dichter gleich um Licht und Freiheit — bald aber wurde er ein Dunkler, Munkler und Ofenhocker.

Dass Blätter welk werden, was ist da zu klagen? Man fahre als raschelnder Wind noch unter sie.

Die Menschen sind feige geworden. Sie sitzen beisammen und sprachen: „Lasset uns werden wie die Kindlein und „lieber Gott“ sagen!“ Sie lernen das Gruseln in dumpfen Zimmern und warten geduldig auf Geister, da ihr eigener Geist längst davon gelaufen ist. Andere sind Nachtwächter des Köhlerglaubens geworden und lassen in der Dunkelheit ihre Hörner erschallen — so fand es Zarathustra in der Stadt, benamst „die bunte Kuh.“ In einer solchen Stadt mag man die Weisheit mit Glocken ein-

läuten, die Krämer auf dem Markt werden sie mit ihren Pfennigen überklingeln. Dort gackert Alles; wer will da noch still auf dem Neste sitzen und Eier ausbrüten? Wer etwas bei den Menschen begreifen will, muss Alles angreifen; dazu aber hat Zarathustra zu reinliche Hände.

Was sich für Helenen eignet, eignet sich nicht für Heloten. Zarathustras Philosophie ist nicht für die Masse bestimmt; weshalb diese überhaupt von ihren Irrtümern überzeugen und befreien? Statt der alten Mönchstugenden Keuschheit, Gehorsam und Armut verteidigt er Wollust, Herrschsucht und Selbstsucht und „wägt sie menschlich gut ab.“

Wollust, allen busshemdigen Leibverächtern ein Stachel und Pfahl und von allen gläubigen Moralisten als „Welt“ verflucht, ist dem Gesindel das langsame Feuer, auf dem es verbrannt wird; dem freien Herzen aber und Löwen-Willigen ist sie das unschuldige Gartenglück der Erde, die grosse Herzensstärkung und höchste Hoffnung.

Herrschsucht ist die boshafteste Bremse, die den eitelsten Völkern angesetzt wird; sie ist das Erdbeben, das alles Morsche zerstört und vor dem sich das Volk duckt und niedriger wird als Schlange und Schwein. Auch die Einsamen der Höhe dürsten nach Macht; sie sehnen sich nach dem Tale, um dort durch ihre schenkende Tugend zu herrschen. Dies ist zugleich ihre

Selbstsucht. Verächtlich ist ihnen der immer Sorgende und Seufzende, sowie derjenige, der stets die kleinsten Vorteile aufhebt.

Verhasst ist dieser Art von Selbstsucht alles Feige, Hündische, Genügsame, Allzugeduldige, denn es ist knechtischen Charakters. Sie ist die feinste, letzte und listigste Kunst; deshalb warnt man auch die zarten Kinder davor, damit sie sich mit naturwidrigen Lehren geduldig und schwer beladen lassen — so schwer nämlich, dass sie sich selten später von dieser unerträglichen Last erholen.

Zarathustra verrückt die bisherigen Grenzsteine der Moral oder fliegt vielmehr, vom Geiste der Schwere befreit, singend über sie hinweg. Er ist leicht geworden dadurch, dass er gelernt hat, sich selber zu lieben.

Was gut und böse ist, weiss nur der Schaffende, d. h. derjenige, der die mürben Herrlichkeiten der alten Tugendmuster und Welterlöser verlacht und den Menschen ein neues Ziel setzt. Und dieses neue Ziel besteht in der Erlösung von der Vergangenheit und in der Aufstellung neuer Gesetzestafeln durch den Übermenschen. Die alten müssen zerstört werden, denn durch sie werden nur Menschen gezüchtet, die lieber gehorchen als befehlen und sich willenlos der Herdenmoral fügen. Der Übermensch aber lehrt, dass jedes Gesetz ein Eingriff in die Privatrechte und dass alles Leben Rauben und Totschlagen

ist. Er zerbricht die Tafeln der Pessimisten und sieht grosse Weisheit selbst in der Tatsache, dass es viel übelriechenden Kot gibt, da in demselben die Flügel wachsen, auf denen man der höheren Entwicklung entgegen eilt.

Die Weltmüden stellen den Grundsatz auf, nichts zu begehren und werden dadurch zu Predigern der Knechtschaft. Denselben will Zarathustra durch derbe Rutenstreiche muntere Beine machen; sind es aber schlaue Faultiere oder verlebte Wichte, so mögen sie dahin fahren, denn den Unheilbaren soll man nicht Arzt sein wollen, so verlangt es der Glaube an den Übermenschen. Was fällt, das soll man auch noch stossen*)! Denjenigen, der die Kunst des Fliegens

*) Mitleid ist nach Nietzsche die Tugend der kleinen Leute, in deren Namen viele Torheiten begangen werden. Im Allgemeinen beleidigt es denjenigen, dem es zugedacht ist, vorausgesetzt, dass er noch Ehrgefühl genug besitzt, um beim Empfange milder Gaben sich daran erinnern zu lassen, dass er nicht auf eigenen Füssen stehen kann.

Schopenhauer, der klassische Verfechter der Mitleidsmoral, hatte im Leben nur freundliche Worte für seinen Hund, sonst aber hielt er sich vom gemeinen Volke fern, als sei es mit der Pest behaftet. Nietzsche hingegen, der unerbittliche Befürworter des Egoismus und der Herzenshärte, der im Mitleid ein Verbrechen gegen den Geist der Natur sah, war im persönlichen Verkehr mit Hoch und Niedrig ein ausserordentlich höflicher, gefälliger und zuvorkommender Mann, der niemals die Regeln des Anstandes verletzte und häufig in die Tasche griff, Notleidenden zu helfen. So berühren sich die Extreme.

nicht erlernen kann, lehre man schneller fallen.

Das Beste soll herrschen; wo die Lehre anders lautet, da fehlt es am besten.

Zarathustra liebt die Tapferen; er liebt auch Feinde, aber nur solche, auf die er stolz sein kann; an anderen geht er ruhig vorüber.

Das natürliche Leben ist Kampf um Macht; aller Fortschritt ist nur durch Härte und Zerstörung möglich. Nur die herkömmlich Guten hassen die Schaffenden und kreuzigen diejenigen, die ihre eigenen Tugenden erfinden. Zerbrecht sie also samt ihren Gesetzestafeln und steuert auf stürmischem Meer dem Kinderland zu, wo es jeden erlaubt ist, zu werden, was er ist.

Eines Tages bemerkt der auf einem Steine vor seiner Höhle sitzende Zarathustra ausser seinem Schatten noch den einer anderen Gestalt auf dem Boden; er sieht auf und erblickt einen alten Bekannten, den berühmten Wahrsager, der ihm früher die Lehre von der Weltmüdigkeit

---

Plato legte eine Lanze für das tatkräftige Mitleid ein, versagte aber den Unheilbaren jede Hilfe.

In dem von Nietzsche hauptsächlich wegen der Verfechtung des Kastengeistes so ungemein hochgeschätzten Manu-Gesetzbuchs wird verlangt, dass die Alten, Kranken und Verkrüppelten mit vorzüglicher Achtung, selbst vom Könige behandelt und unterstützt werden sollten.

Stirner, der Vorläufer Nietzsche's, liebt nicht nur den einzelnen, sondern alle Menschen und findet grosses Glück in dieser Gesinnung. Die Qual eines jeden lebenden Wesens schmerzte ihn.

verkündet und die Sätze ausgesprochen hatte: „Alles ist gleich; es lohnt sich nichts; die Welt ist ohne Sinn; das Wissen würgt."

Der philosophische Brummbär versucht nun sein Bestes, Zarathustra zur Sünde des Mitleids zu bekehren; dieser hört ihm jedoch nur kurze Zeit zu und entfernt sich, nachdem er ihn eingeladen hatte, den Abend in seiner Höhle zuzubringen und lustig und guter Dinge zu sein.

Bald darauf begegnet Zarathustra zwei mit Kronen und Purpurgürteln geschmückten Königen, die einen schwer beladenen Esel, worunter wohl das lasttragende Volk verstanden sein dürfte, vor sich hertreiben. „Zwei Könige und ein Esel", murmelt der Weise, „wie reimt sich das zusammen?"

Als darauf der eine König bemerkt, dass nur ein Mensch so sprechen könne, der in der Einsamkeit die guten Sitten und Gebräuche verlernt habe, fragt er den andern: „Laufen wir denn nicht selber den guten Sitten und der guten Gesellschaft aus dem Wege — der vergoldeten, falschen, überschminkten, faulen ‚guten' Gesellschaft, gewöhnlich Adel genannt? Da ist doch noch der gesunde, grobe, hartnäckige, listige Bauer der Repräsentant der vornehmen Art. Aber er gehört zum Pöbel, und Pöbel heisst Mischmasch. Darin ist alles durcheinander: Halunke und Heiliger, Junker und Jude und jegliches Vieh aus der Arche Noah."

Die Könige sind dieser Betrügerei so müde geworden, dass sie den Schreihälsen und Schreibschmeissfliegen, dem Krämergestank, dem Ehrgeizgezappel und dem üblen Atem aus dem Wege gingen. „Pfui, unter dem Gesindel die Ersten zu bedeuten. Was liegt überhaupt noch an Königen?"

Zarathustra, der sich früher ähnlich ausgesprochen hatte, fragt sie nun, ob sie auf dem Wege zu ihm das, was er suche, den höheren Menschen, gefunden hätten. Sie erklärten, dass sie auf einen Menschen fahndeten, der über ihnen stehe und dass sie ihm ihren Esel, ihr Volk, zuführen wollten. Wenn die Mächtigen der Erde nicht mehr die besten und ersten sind und nicht mehr als höchste Herren regieren, dann steigt der Pöbel im Preis und hält seine Tugenden für die alleinseligmachenden. Dann wird Caesar zum Vieh und Gott zum Juden. Und dieser Vorfall trat ein im Jahre Eins, da die römische Herrenmoral durch das Christentum beseitigt wurde.

Die Könige wollten den einsamen Weisen hören, obgleich ihn seine Feinde als hohnlachende Teufelsfratze hingestellt hatten; denn er hatte den Krieg und die Tapferkeit, also das, was ihre Vorväter vor allem geliebt, verherrlicht.

Nachdem sie Zarathustra auf den Abend in seine Höhle eingeladen, entfernt er sich eiligst, da er einen lauten Notschrei gehört und zusehen

wollte, von wem derselbe ausging. Bald sieht er einen fluchenden und schimpfenden Unglücklichen, der in einem Sumpfe liegt und seinen mit Blutegeln bedeckten Arm ausstreckt. Es war der Gewissenhafte des Geistes, der allen auf den Grund gehen wollte. Auch dieser erhält eine Einladung.

Bald darauf sieht Zarathustra einen Menschen, der seine Glieder wie ein Tobsüchtiger warf und dann bäuchlings zur Erde stürzte. Der Weise denkt anfangs, dies müsse der höhere Mensch sein, dem jener schrille Notschrei entfahren; wie er ihn jedoch näher ansieht, erblickt er einen zitternden Greis mit stieren Augen, dem die Beine den Dienst versagen. Jammernd erzählt dieser, dass er von einem unbekannten Gotte, in dem er sein letztes Glück gefunden, schadenfroh gequält werde.

Nun erkennt ihn Zarathustra und schlägt, indem er ihn Lügner, Schauspieler und Falschmünzer nennt, mit seinem Stocke so lange auf ihn los, bis er eingesteht, sein auffallendes, unnatürliches Auftreten sei nur Spielerei gewesen, die einmal zu seiner Kunst gehöre. Zarathustra giesst darauf die volle Schale seines Zornes über ihn aus. „Du musst lügen," ruft er, „kein Wort an dir ist mehr echt!"

„Wer darf so zu mir reden, zu mir, dem Grössten, der heute lebt?" entgegnet trotzig der Zauberer; bald aber bekennt er reuig, dass er

versucht, einen grossen Menschen vorzustellen und dass er auch viele zu diesem Glauben beredet habe, doch sei diese Lüge über seine Kräfte gegangen und das einzige Echte an ihm sei sein Zusammenbruch. Jetzt aber suche er nach einem grossen Menschen, einem einfachen, redlichen, eindeutigen, weisen und heiligen.

Zarathustra zeigt ihm darauf den Weg zu seiner Höhle und erklärt zu gleicher Zeit, dass er selber noch keinen grossen Menschen gesehen; allerdings sei ihm schon mancher erschienen, den das Volk für einen solchen gehalten; allein er sei doch nur ein Blasebalg gewesen, der schliesslich geplatzt. Nur Narren glückt es heute, grosse Menschen zu entdecken.

Als sich Zarathustra vom Zauberer, in dem wir unschwer Richard Wagner erkennen, verabschiedet hatte, sieht er plötzlich einen langen schwarzen Mann mit hagerem Bleichgesicht am Wege sitzen; der Anblick desselben erregt seinen Widerwillen, denn kaum ist er dem Zauberer entronnen, da trifft er auch schon mit einem anderen Schwarzkünstler und gesalbten Weltverleumder zusammen und bedauert daher aufrichtig, dass der Teufel sich nie an dem Platze befindet, wo er Gelegenheit hat, sich das zu holen, was ihm von rechtswegen gehört.

Im Laufe des Gesprächs erklärt der Fremde, dass er einen frommen Einsiedler suche, der noch nichts von dem gehört habe, was sonst

alle Welt wisse, nämlich dass Gott gestorben sei. Diesem Gotte habe er bis zur letzten Stunde gedient, nun aber sei er ohne Herrn, jedoch noch lange nicht frei.

Ferner erzählt der Fremde, der sich als letzter Pabst zu erkennen gibt, dass er als treuer, langjähriger Diener Gottes auch in die Heimlichkeiten derselben eingeweiht gewesen sei. So habe dieser Gott in seiner Jugend, die er hauptsächlich im Morgenland zugebracht, Härte, Rache und Grausamkeit gepredigt und zum Ergötzen seiner Lieblinge eine Hölle eingerichtet; als er aber alt, weich, willens- und weltmüde geworden, habe er das Mitleidsevangelium verkündet und durch seine Liebe zu den Menschen den Tod gefunden. Ist nun Gott tot, so ist auch der Pabst überflüssig.

Der nächste, den Zarathustra in seine Höhle schickt, ist der hässlichste Mensch, den das zudringliche Mitleid der Masse auf die Berge getrieben.

Darauf sieht er den freiwilligen Bettler, der unter einer Herde Kühe sitzt, die seiner Predigt friedlich lauschen. Er sucht das Glück bei ihnen, denn wer nicht eine Kuh wird und das Wiederkäuen und In-der-Sonne-liegen nicht erlernt, kann nicht in das Himmelreich kommen. Dieser freiwillige Bettler hatte nach eigenem Geständnis früher den Reichtum seines Herzens an den hoffärtigen, vergoldeten Pöbel,

dessen Väter Langfinger oder Lumpensammler gewesen, verschwendet und statt Dank nur Rache und Verfolgung geerntet, sodass ihm zuletzt der Ekel unter die Kühe trieb, um Ruhe und Frieden zu finden.

Zarathustra schüttelt zu diesem Bekenntnisse lächelnd den Kopf und spricht: „Du tust dir Gewalt an, denn für solche harte Worte wuchs dir weder der Mund noch der Magen; letzterer will sanftere Dinge, will Pflanzen, Wurzeln und Körner.“ Der Angeredete gibt dies zu und preisst abermals das Glück der Wiederkäuer, die sich aller schweren, das Herz blähenden Gedanken enthalten.

„Wohlan,“ ruft Zarathustra, „dort ist der Weg zu meiner Höhle; dort findest du meinen Adler und meine Schlange, mit denen du vom Glücke der Tiere reden kannst!“ In dieser Höhle sollte er ferner neuen Honig, nämlich neue Gedanken finden und sich von Adler und Schlange in die Tugenden des Stolzes und der Klugheit, die Merkmale des wirklich Schaffenden, einweihen lassen. Vielleicht würde ihn diese Gesellschaft glücklicher machen als die der Kühe.

Als Zarathustra am Abende jenes Tages zurückkehrt, findet er seine Gäste vollzählig versammelt. Dieselben hatten inzwischen dem Adler endlose Fragen vorgelegt, jedoch keine Antwort erhalten.

In einer längeren Begrüssungsrede setzt der Weise seinen Gästen nun auseinander, dass sie wohl höhere Geister, aber noch lange nicht gross und stark genug seien, um als Krieger in seinen Krieg zu ziehen. Sie seien nur zu Brücken für Höhere, Stärkere und Sieghaftere bestimmt; auf diese warte er in seiner Höhle.

Dann erwähnt er, dass er einst eine grosse Torheit begangen, indem er sich, um sein Evangelium vom Übermenschen zu verkünden, auf den Markt gestellt habe, denn da habe ihm der Pöbel zugerufen, die Menschen seien alle gleich, auch vor Gott. Nun aber dieser Gott gestorben ist, nahe der grosse Mittag oder die Zeit des Übermenschen, dessen grösste Gefahr der Pöbel bilde, der, da er sich durch seine ewigen Fragen nach dem angenehmsten und längsten Leben zum Herrn des Tages gemacht, überwunden werden müsse. Nach dem Glücke der meisten verlangen nur die Missratenen; zum Gedeihen des Übermenschen aber ist das Böse unentbehrlich. Leidende sollen nicht weicher gebettet, Verirrte nicht auf neue Fusssteige geleitet werden; immer bessere sollen zu Grunde gehen, damit der Mensch stets in die Höhe wachse. Zum Übermenschen soll jeder von heute Unter- und Übergang sein und lachend über sich wegtanzen.

Nun flieht Zarathustra zu seinen beiden Tieren ins Freie, denn es kam ihm vor, als röchen

die höheren Menschen nicht zum besten. Kaum hat er sich entfernt, da wird auch schon der Zauberer von seinem schlimmen, verführerischen Truggeist und schwermütigen Teufel, gegen den er lange umsonst angekämpft, erfasst; er sieht listig umher, greift zur Harfe und singt dann ein wunderliches, bombastisches Lied von den Sehnsuchten und Seligkeiten eines Dichters und Narren. Er bezaubert auch alle, nur den Gewissenhaften des Geistes, in dem wir uns Nietzsche vorzustellen haben, nicht. Derselbe entreisst dem Zauberer die Harfe und ruft entrüstet: „Du machst die Luft dieser Höhle schwül und giftig! Du verführst zu unbekannten Begierden und Wildnissen und ladest durch das Lob der Keuschheit zu Wollüsten ein! Wehe allen freien Geistern, welche von solchen Zauberern nicht auf der Hut sind!"

Dieser entgegnet darauf, dass man nach guten Liedern schweigen müsse, wenn man den höheren Menschen zugezählt sein wolle.

Mit dieser Bemerkung ist der Gewissenhafte deshalb zufrieden, weil dadurch die Trennung zwischen ihm und dem Zauberer vollständig wird.

Als der inzwischen auf kurze Zeit zurückgekehrte Zarathustra abermals der Gesellschaft entschlüpfen will, hält ihn der sich seinen Schatten nennende Wanderer zurück und bittet ihn, da zu bleiben, weil sonst alle von der dumpfen,

durch den singenden Zauberer hervorgerufenen traurigen Stimmung nicht frei würden. Der Pabst habe sich bereits tränenden Auges auf das Meer der Schwermut eingeschifft; auch die Könige seien auf dem besten Wege, den verhängten Himmel und heulenden Herbstwind zu spielen. Er sollte sie also wieder mit starker Manneskost und kräftigen Speisen nähren.

Darauf ergreift der Wanderer die Harfe des Zauberers und singt einen vieldeutigen, unter den Töchtern der Wüste, fern vom wolkigen, schwermütigen Alteuropa gedichteten Psalm, welcher alle Gäste in die heiterste Laune versetzt, sodass des Lärmens und Lachens kein Ende ist. Sogar der Esel stimmt mit einem kräftigen Ya in den allgemeinen Jubel ein. „Sie haben das Notschreien verlernt," spricht Zarathustra, indem er vor den Eingang seiner Höhle tritt, „leider aber noch nicht das Schreien. Sie haben Lachen gelernt, aber es ist nicht das Lachen, das ich sie gelehrt. Allein es sind bejahrte Leute, die sich auf ihre Weise freuen und auch dies ist ein Sieg über einen alten Erzfeind, den Geist der Schwere. Ja, sie lachen sogar über sich selbst; neue Hoffnungen sind in ihren Armen und Beinen; sie schütten ihr Herz aus — es sind Genesende!"

Plötzlich aber wird es so unheimlich still in der Höhle, dass sich Zarathustra unwillkürlich näher schleicht um seine Neugier zu befriedigen. Was sieht er nun? Alle seine Gäste, die höheren

Menschen, liegen auf den Knieen und beten den Esel an. „Er spricht niemals Nein," sagen sie; „aus Schlauheit redet er nur ein Wort, sodass er selten im Unrecht ist. Er geht unscheinbar durch die Welt; hat er Geist, so verbirgt er ihn; er ist unschuldig „denn er weiss weder was Recht noch Unrecht ist; er stösst weder Bettler noch Könige von sich; auch lässet er die Kindlein zu sich kommen und wenn ihn die bösen Buben locken, so spricht er einfältiglich Ya!"

Nun springt Zarathustra, noch lauter als der Esel Ya schreiend, mitten unter seine toll gewordenen Gäste und reisst die Betenden vom Boden. „Alter Pabst," spricht er, „wie reimt sich das mit dir selber zusammen, dass du einen Esel als Gott anbetest?" „Zarathustra," erwidert derselbe, „lieber Gott anbeten in dieser als in gar keiner Gestalt. Der welcher sprach, Gott sei ein Geist, tat den grössten Schritt zum Unglauben; deshalb hüpft mein altes Pabstherz, dass es noch etwas anzubeten gibt."

Auch die übrigen höheren Menschen brachten ähnliche Entschuldigungen für ihr närrisches Gebahren vor; alle aber waren einstimmig der Ansicht, dass etwas an diesem Schauspiel sei, was ihrem Gewissen wohltue, da diejenigen, die des Geistes zu viel haben, sich der Abwechslung wegen einmal in die Dummheit vernarren. Sie hatten wirklich gelernt, wieder zu lachen und waren dadurch der Erde wiedergegeben.

Dies Eselsfest, an dem so mancher Leser Anstoss genommen, ist einfach ein ernster Unterhaltung folgendes, den Geist abspannendes Satyrspiel, dionysische Ausgelassenheit schildernd. So gab es auch bei vielen christlichen Völkern bestimmte Jahresfeste, an welchen sich die Gemeindemitglieder austoben und Pfaffen, religiöse Gebräuche und Vorschriften unbeschadet ihres Ansehns verspotten durften.

Nach Zarathustra war Gott gestorben und der Trauermarsch verklungen, da konnte dann ein neues Leben mit einem tollen Scherze beginnen. Er wünscht daher, dass ihm zu Ehren jährlich ein Eselsfest zur Befriedigung des Lachbedürfnisses der Menschen gefeiert würde.

Ausgelassene Freude bildet die natürliche Reaktion gegen die unerbittlichen Anforderungen des Lebens; aus diesem Grunde beschlossen auch die Griechen die Aufführung einer Tragödie mit einem derben Satyrspiel.

Die Eselsfeste wurden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts in Frankreich, Italien und und Spanien zur Weihnachtszeit zu Ehren des Esels, auf dem Maria mit dem Kinde nach Ägypten flüchtete, als religiöse Volksfeste begangen. Ähnlicher Art waren die Narrenfeste, auch Feste der Unterdiakonen genannt, die von Weihnachten bis zum letzten Sonntag nach Epiphanias besonders in Frankreich in volkstümlicher Weise gefeiert wurden. In Deutschland waren sie nur am Rhein

zu Hause. Durch Parlamentsbeschluss vom Jahre 1552 nahmen sie in Frankreich ein Ende. Ein mit priesterlichem Schmuck bekleideter Esel wurde feierlich bis zum Fusse des Altars geführt, lärmende Schaaren von jungen, phantastisch verkleideten Geistlichen drangen in die Kirchen ein, an ihrer Spitze der „Bischof der Narren" mit der Mitra auf dem Haupte und dem Krummstab in den Händen. In scherzhaften Gebräuchen, die freilich mitunter an Dezenz zu wünschen übrig liessen, wurden die kirchlichen Zeremonien in meist harmloser Weise verspottet und parodiert. Das Volk nahm an diesen Festlichkeiten, die in einem religiösen Schauspiel gipfelten, lebhaften Anteil. Es wirkte auf der Bühne mit oder wiederholte im Chor die Kehrreime, die an Derbheit dem herrschenden Geschmack entgegenkamen. Man vergass in der Ausgelassenheit des Augenblicks sowohl den der Eselsprozession zu Grunde liegenden Sinn als auch die tiefere Bedeutung des Narrenbischoftums, das den Vers des Magnifikat: Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles versinnbildlichen sollte und gab sich dem tollen Treiben in einer von historischen und religiösen Erinnerungen möglichst wenig getrübten Unbefangenheit hin.

Nach der Eselsfeier treten die sonderbaren Gäste ins Freie und der hässliche Mensch erklärt, dass es sich doch lohne, auf der Erde zu leben und dass daher auch Jeder die Wiederholung

seines Daseins wünschen dürfe. Damit spricht er Zarathustra aus innerster Seele und dieser lässt sich dann auch nicht die Gelegenheit entschlüpfen, seinen Gästen zum Abschiede seine abgründlichste Lieblingsidee, die Wiederkunftslehre, nochmals ans Herz zu legen. Nachdem dies geschehen und er erklärt, dass er nicht nach seinem Glücke trachte, verlässt er die Höhle, glühend und stark wie die Morgensonne, die aus dunklen Bergen kommt.

Schopenhauer, der den blinden Daseinsdrang für den Urgrund aller Dinge und somit auch des Übels hielt, suchte das Heil der Menschen in der Weltflucht und der Aufhebung des Ich als einer Zufallserscheinung des Urwillens. Nietzsche hingegen, der entschiedene Individualist, konnte sich mit diesem Gedanken nie befreunden und suchte dafür Trost in seiner Lehre von der Wiederkunft des Gleichen, nach welcher das Individuum unter gleichen Umständen das gleiche Leben unzähligemal durchmachen müsse. Er sträubte sich gegen den Gedanken an eine ewige Vernichtung seines Seins und klammerte sich daher an jene uralte Idee wie der Ertrinkende an einen Strohhalm.

„Alle Lust will Ewigkeit!“ ruft er aus. Er will das Abbild der Ewigkeit auf sein Leben drücken und es derart einrichten, dass er sich nach zahlreichen Wiederholungen desselben sehnt. Dieser Glaube, den er vergeblich wissenschaftlich

zu begründen suchte, wirkte wie ein beruhigendes Opiat auf ihn und erhob ihn über alle Leiden und Enttäuschungen. Er war der hauptsächlichste Trost seiner letzten Lebensjahre. Nur für die Elenden und Missratenen birgt derselbe Schrecken, den Starken aber macht er zum Übermenschen.

Das in Aussicht gestellte ewige Leben besteht aus Wiederholung der jetzigen Schmerzen, Hoffnungen, Grausamkeiten und Sonnenblicke. Gebe also deinem gegenwärtigen Dasein einen Inhalt, der deine Seligkeit bedeutet, sodass du dich ernstlich sehnst, dasselbe noch oft zu durchleben.

Die ewige Sanduhr des Daseins wird beständig umgekehrt; das Rad des Seins rollt ruhelos weiter. Alles nimmt Abschied, um sich bald wieder zu begrüssen. Nur dem, dessen Leben vom Unglück verfolgt, ist dieser Gedanke eine unerträgliche Last.

Diese Wiederkunftslehre ist übrigens nichts Anderes als eine schwache Vindikation des Schopenhauer'schen Willens zum Leben. Nietzsche bekehrte sich zu derselben erst in seinen letzteren Jahren; denn in seiner Broschüre über den genannten Philosophen sagt er: „Im Grunde weiss jeder Mensch recht wohl, dass er nur einmal, als ein Unikum auf der Welt ist, und dass kein noch so seltener Zufall zum zweitenmal ein so wunderlich buntes Mancherlei zum Einerlei, wie er es ist, zusammenschütteln wird.“

Der Wiederkunftsglaube fördert das Leben und macht den Tod zum Fest, aber nicht für denjenigen, dessen Dasein nur aus sauren Wochen bestand.

Nietzsche behauptet in seiner vom höheren Menschen handelnden Abendmahlsrede, wer zu allen spreche, der spreche zu keinem, und meint vielleicht damit, dass derjenige, der sich nur an den Pöbel wende, seine Worte verschwende; denn was dieser verstehe, sei für den Gebildeten nicht des Anhörens wert. Seinen „Zarathustra“ nennt er ein Buch für alle und keinen, also ein Werk, das für alle Zukünftige, aber für Keinen der Gegenwart, der in irgend einem philosophischen System die absolute Wahrheit erblickt, bestimmt sei. Er wendet sich an Alle, wie er sie sich wünscht, aber an keinen, den er kennt. In dieser Hinsicht sagt er auch in seinem „Antichrist“: „Dieses Buch gehört den Wenigsten — vielleicht lebt selbst noch keiner von ihnen. Erst das Übermorgen gehört mir.“

Nietzsche hielt seine philosophische Zarathustra-Dichtung für das tiefste Werk in der deutschen Sprache. Er schrieb es in überschwänglicher Glücksstimmung auf einsamen Bergwanderungen und brauchte zu keiner der drei ersten Abteilungen mehr als zehn Tage.

Es war ein gewaltiges inneres Erlebniss, gleichsam eine Tragödie, wie sie sich nur im stür-

mischen, reizbaren Gehirn eines an Gedankenüberfluss leidenden Dichters abspielen kann.

Dies Buch ist das Evangelium einer neuen Religion, welche Stärke, Härte, Krieg und Lachen, sowie die natürlichen Instinkte heilig spricht. Es bildet das die Erde verherrlichende Seitenstück zu der sich hauptsächlich mit dem Himmelreich beschäftigenden Bibel. Es ist reich an eigenartigen Gleichnissen, überraschenden Wortschöpfungen und Redewendungen. Die Gedanken tragen meist eine epigrammatische Prägung, sodass sie bereits als geflügelte Worte und Sprüchwörter eine weite Verbreitung gefunden haben. Die Schlusszeile, „also sprach Zarathustra“ mit der die meisten Kapitel enden, ist der Sanskritphrase „iti vuttakam“ („also sprach der Heilige“) nachgebildet.

Nietzsche beabsichtigte, dem „Zarathustra“ noch einen fünften Teil folgen zu lassen, doch scheint er betreffs des Abschlusses nicht mit sich ins Reine gekommen zu sein. Er zog es daher vor, die weitere Entwicklung seines Systems in den Werken „Jenseits von Gut und Böse“ und „Zur Genealogie der Moral“ darzustellen.

Wenn Nietzsches Schwester, Frau Dr. Förster, sagt, nur die höchsten Geister sollten sich an die Erklärung der Zarathustra-Dichtung wagen, so hat sie nicht ganz Unrecht, denn sie gibt dem philosophischen Laien doch zu harte Nüsse zum Knacken auf; auch ist sie für diese

nicht geschrieben. Doch auch die wirklich Gebildeten liessen sie beim ersten Erscheinen gänzlich unbeachtet, und Nietzsche wäre damals herzlich froh gewesen, wenn er nur einen kleinen Kreis gefunden hätte, der auf ihn gehört.

Vieles hat er absichtlich in sein Buch hinein geheimnisst; der Spott ist nicht immer mit Sicherheit vom Ernst zu unterscheiden und die zahlreichen Widersprüche darin sind selten zur Zufriedenheit aufzuklären. Dies Werk aber infolge dieser Dunkelseiten das Produkt eines Wahnsinnigen zu nennen, wie es z. B. der Hegelianer Dr. Drews und der bei allen hervorragenden Denkern auf pathologische Momente fahndende Dr. Möbius getan, ist eine unverzeihliche Ungerechtigkeit. Viele Menschen sind leider in ihrer Selbstüberschätzung leicht geneigt, alle diejenigen für verrückt zu halten, die sie entweder nicht verstehen oder die mit ihnen nicht übereinstimmen.

Zarathustra hat mit dem persischen Religionsstifter auch nicht das Mindeste gemein; es ist einfach Nietzsche selber, der uns in sorgfältig gefeilten Sprüchen seine neuen Tugendlehren verkündet und die Erlösung der Menschheit mittelst des irreligösen, harten Egoismus im Gegensatz zum verweichlichenden Altruismus versucht.

Auffallenderweise behauptet Dr. Tille in der Vorrede zu seiner englischen Übersetzung des „Zarathustra“, dass Nietzsche's Werk unstreitig

durch Rückert's „Weisheit des Brahmanen“ Langland's „Piers Plowman“ und Bunyan's „Pilgrim's Progress“ beeinflusst sei. Ich sagte absichtlich auffallenderweise, denn wenn sich in dem Nietzeschen Hauptwerke wirklich deutliche Spuren fremder didaktischer Dichtungen finden sollten, in den von Dr. Tille genannten sind sie absolut nicht zu entdecken. Der friedfertige, optimistische, gottesfürchtige, die reinste Spiessbürgermoral predigende Rückert sollte dem radikalen Feuergeiste Nietzsche zum Vorbild gedient haben?! Keine Spur davon. Was nun die von Dr. Tille erwähnten überfrommen Engländer Langland und Bunyan anbelangt, so kann ich mit dem besten Willen nicht einsehen, dass sich Nietzsche an ihren allegorischen Dichtungen, vorausgesetzt, dass er sie überhaupt gekannt, derart ergötzte, dass er später die darin vertretenen Ansichten zu den seinigen gemacht haben sollte. Letzteres ist übrigens auch nicht im allergeringsten der Fall. Langland ist allerdings Verehrer der Einsamkeit und schimpft weidlich auf Ablasskrämer, Rechtsgelehrte, geistliche Bettler und Schwindler; er schätzt auch die Wahrheit als das höchste Gut; seine Wahrheit aber ist der christliche Glaube der ersten Jünger Jesu; seine Moral ist Mitleidsmoral — was hat Nietzsche damit zu tun? — Auch Bunyan verherrlicht die ins ewige Jerusalem führende Glaubenstreue.

„Zarathustra“ ist eine Autobiographie, in der uns der Verfasser über seine Kämpfe, Enttäuschungen,

Hoffnungen, Wünsche, Krankheiten und Genesungen ausführlichen, mit seinem Herzblut geschriebenen Bericht erstattet. Die erschütternde Tragik seines Wirkens und Strebens bestand darin, dass infolge seiner leidenschaftlichen Auffassung der bestehenden Verhältnisse seine Liebe, sowie sein Hass jedes Mass überstieg und er sich in einem solchen unerquicklichen Abstand zur Welt fand, dass er schliesslich seinen Verkehr mit den Menschen auf ein Minimum beschränkte und dann, ohne sich im Geringsten durch äussere Einflüsse beirren zu lassen, seine Predigten über das wahre Ziel und die durch die Natur vorgeschriebene Aufgabe der Menschheit erschallen liess.

Zarathustra-Nietzsche ist ein begeisterter Verehrer der Einsamkeit und der damit verbundenen vita contemplativa. Der Abstand zwischen ihm, den Bildungsphilistern und der Herde war zu gross, um ihn ohne empfindliche Opfer zu beseitigen; lieber wollte er auf entlegenen Bergen einfach, bescheiden und unabhängig leben als sich zum zeitraubenden, den freien Geist entehrenden Dienst des Staates oder Pöbels erniedrigen. Wer sein eigener Herr sein kann, soll nicht Knecht Anderer sein. Der Umgang mit den vielen Allzuvielen (eine dem griechischen oi polloi entsprechende Redewendung), die er auch manchmal Fliegen des Marktes nennt, ist ihm ein Gräul, so auch jede demokratische und

sozialistische, den höheren Menschen beengende Gleichmacherei.

Zum Pöbel gehört derjenige, der die Geschmäcker und Meinungen anderer zu den seinigen macht und jeden verlästert, der nicht in das allgemeine Horn tutet. Der Pöbel bildet die Herde, die sich gerne von historischer Kultur belecken lässt und dadurch ihren ureigenen Karakter einbüsst. Auf Bildung und Gelehrsamkeit war Nietzsche überhaupt in den letzten Jahren seines Schaffens schlecht zu sprechen; leider macht er keinen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Wörtern und behandelt sie stets als Synonyme.

Nietzsche stellt den Menschen wieder auf sich; er macht ihn zum Herrn seines Schicksals, der entweder stolz siegt oder stolz stirbt und nicht erwartet, dass er beim Stürzen in liebevolle Arme fällt. Er liebt die wilde, urkräftige, zerstörende Natur, weil sie allen überschwänglichen Idealen und romantischen Empfindungen feind ist. Er philosophiert immer mit dem Hammer und zertrümmert alte Götzen und Gesetzestafeln. Er schaut stets vorwärts; gesund ist, wer vergisst. Was anderen heilig scheint, kommt ihm verdächtig vor.

Mitleid ist ihm ein Verbrechen, weil dadurch das von der Natur zum Tode Verurteilte eine Zeitlang am Leben erhalten und sein Leid verlängert wird. Der höhere Mensch weiss, wann seine Zeit gekommen ist und nimmt daher freiwillig vom Leben Abschied.

Nietzsche ist kein Utilitarier. Das grüne Herdenglück behagt ihm nicht, da es zur Heuchelei und tatenlosen Bequemlichkeit führt. Der Mensch, der das Glück erfunden, ist der letzte Mensch; denn das Wohlbefinden ist kein Ziel, wohl aber ein Ende. Alle höheren Menschen sind durch die rauhe Schule des Leidens gegangen und ihr Rang wurde bestimmt durch ihre Kraft zur Ertragung der Widerwärtigkeiten. Auch darf derjenige, der Grosses beabsichtigt, nicht davon zurückschrecken, Leiden zu verursachen. Die Erde ist ein weites Feld von Kämpfen, Schlächterei und Zerstörung. Der Krieg ist und bleibt trotz aller lobenswerten Anstrengungen der Apostel des Weltfriedens doch die ultima ratio der Völker; er erfrischt matt gewordene Nationen oder treibt sie erbarmungslos dem Untergang zu; er erweckt neue Kräfte und spannt sie zur höchsten Tätigkeit an. Wer nicht rücksichtslos gegen seine Feinde vorgeht, schadet sich und seinen Zwecken. Nur der Krieger ist sein eigener Gesetzgeber und Richter; er kennt, wie das Kind im Stande der Unschuld, weder gut noch böse, sondern nur seinen Willen. „Ein Mann, wie ich, tut kein Unrecht", pflegte Napoleon zu sagen. Das Gesetz ist nur für die Schlechtweggekommenen. Schiller sagt in der „Braut von Messina.":

„Das Gesetz ist der Freund des Schwachen, Alles will es nur eben machen, Möchte gerne die Welt verflachen."

Tugenden und Gesetze, die für Alle die gleiche Bedeutung haben, gibt es nicht; ebensowenig gibt es selbstlose Handlungen. Ruhmwürdige Taten sind stets auf die Eigenliebe des Täters zurückzuführen.

Nietzsche kennt nur eine Art des Glücks; diese findet man in der Stunde, in der man das Nichts hinter allen Dingen sieht und zu der Überzeugung kommt, dass man bisher nur falsche Werte verehrte und falschen Urteilen folgte und nun bereit ist, durch Änderung seines Selbst ein Übergang zum Übermenschen zu werden.

Der Übermensch und die Wiederkunft des Gleichen bilden die beiden Pole, um die sich die Zarathustra-Dichtung dreht.

Die Bezeichnung „Übermensch“ stammt, beiläufig bemerkt, nicht aus Nietzsches Wortmünze; Goethe gebraucht dies Wort zweimal im „Faust“ und Herder bedient sich desselben in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität“; ausserdem findet es sich bei Novalis und Heine, sowie in Notter's Dante-Übersetzung.

Der Übermensch ist ein Produkt der Evolution, nicht aber der langsamen, natürlichen und zufälligen, sondern der wissenschaftlichen, absichtlichen Züchtung. Der Mensch hat sich aus dem Tiere entwickelt; sollte es nun nicht möglich sein, ihn durch spezielle Pflege und Stärkung seiner hervorragendsten Anlagen noch weiter zu vervollkommnen und so die Schar tatenlustiger

und tatenfähiger Kraftmenschen zu vermehren? Der Übermensch soll nicht wie bisher ein Zufall, sondern vielmehr das Werk planmässiger Erziehung sein.

Aufwärts geht der Weg von der Art zur Überart. Die jetzigen Menschen, die grössten wie die kleinsten, sind sich alle noch zu sehr ähnlich; erst der Übermensch, als dessen Vorboten die bisherigen leitenden Geister zu betrachten sind, ist das neue Ziel der Menschheit.

Dieser Übermensch, der sich in den letzten Schriften Nietzsches doch etwas zu rauh geberdet, steht nicht im Banne der historischen, seine Freiheit beschränkenden Herdentugenden; er verachtet alles Feige, Kriechende und Knechtische; er stellt sich in jeder Hinsicht auf eigene Füsse; seine Moral beruht auf seiner Macht und wenn er die Untermenschen in seinen Dienst presst, so tut er dies mit Fug und Recht, ist er doch von Natur aus zum Herrscher bestimmt. Er liebt Krieg und Grausamkeit, hauptsächlich aber sich selber. Er ist die Verkörperung des Willens zur Macht. Er ist das furchtbar-prächtige Bild ungebrochener Naturkraft. Das Urteil der Masse kümmert ihn nicht.

„Der ist noch kein König, der der Welt gefallen muss! Nur der ist's, der bei seinem Tun nach keines Menschen Beifall braucht zu fragen", lässt Schiller die Königin Elisabeth sagen. Und derselbe Dichter, den Nietzsche einmal wegwerfend

den Moraltrompeter von Säkkingen (warum nicht von Marbach?) nennt, sagt ferner ganz im Geiste seines Verächters: „Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen Suchen? Bei Wenigen nur hast du von jeher gewohnt. Einzelne Wenige zählen, die übrigen alle sind blinde Nieten; ihr leeres Gewühl hüllt die Treffer nur ein.“

Nach Nietzsche und Hartmann kann die Kultur nicht durch das Bestreben, Glückszustände zu schaffen, gerechtfertigt werden, denn das Ziel und der Zweck derselben, nämlich die Existenz des Genius oder Übermenschen, ist nur durch die Tränen der Masse zu erreichen.

Jeder Mensch strebt nach Macht, allein der Weg zu derselben ist mit Unglück und Leid gepflastert. Wo aber dieser Wille nicht existiert, da steht die Auflösung der Gesellschaft bevor. Er ist die Triebfeder der Weltgeschichte und zugleich ein Protest gegen alle Gleichmacherei. Er ist ein unüberwindlicher Zug der Natur.

Das Streben nach Macht fragt nicht nach Recht oder Unrecht. Der Mächtigere ergreift Besitz vom Eigentum des Schwächeren und überlässt diesen seinen Schicksalen.

Dr. M. Schian klagt in seiner Schrift „Nietzsche und das Christentum“ (Görlitz 1902), dass die Welt durch den Willen zur Macht unendlich schrecklich und trostlos geworden sei; aber ist dies nicht von jeher so gewesen? Will sich nicht selbst jede christliche Sekte auf Kosten der andern

ausdehnen? Ist überhaupt nicht das Schwächere durch die Natur zum Untergang bestimmt?

Der Machtwille ist ein Zeichen überströmender Gesundheit; er treibt zum Aufsuchen des Furchtbaren und Grausamen. „Seit hart," ruft Zarathustra seinen Jüngern zu; „gelobt sei, was hart macht!" Er will die Menschheit durch Grausamkeit und Krieg erziehen. Erstere bildete früher das Hauptvergnügen bei festlichen Gelegenheiten. Die Gladiatorenkämpfe stärkten den kriegerischen Geist der Römer. Jetzt aber gehen die alten Formen der Grausamkeit gegen den guten Geschmack; statt Waffen und Gift bedient man sich jetzt kränkender Worte und verächtlicher Blicke und erreicht dasselbe Ziel. Unsere humane Kultur ist immer noch ein dünner Firniss, der im Umgang mit Menschen nur zu schnell abgerieben wird. Selbst der frömmste Christ wird, besonders wenn es sich um die Vernichtung der Feinde Gottes handelt, zum rasenden Berserker.

Leiden verursachen können, erhöht das Gefühl der eigenen Macht und Überlegenheit. Arbues roch das Verbrennen seiner Opfer mit Wollust. Überwältigung des Schwachen ist das natürliche Ziel des Willens zur Macht.

Hören wir Nietzsche's in seinem „Antichrist" veröffentlichtes Glaubensbekenntnis:

„Was ist gut? Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen erhöht.

Was ist schlecht? Alles, was aus der Schwäche stammt.

Was ist Glück? Das Gefühl davon, dass die Macht wächst — dass ein Widerstand überwunden wird.

Nicht Zufriedenheit, sondern mehr Macht; nicht Friede überhaupt, sondern Krieg; nicht Tugend, sondern Tüchtigkeit (Tugend im Renaissance-Stile, moral-unfreie Tugend).

Die Schwachen und Missratenen sollen zu Grunde gehen: erster Satz unserer Menschenliebe. Und man soll ihnen noch dazu helfen.

Was ist schädlicher als irgend ein Laster? — Das Mitleiden der Tat mit allen Missratenen und Schwachen — das Christentum."

Macht ist Recht. Die Empfindungen des Einzelnen sind zu unbedeutend, als dass sich der Übermensch, der überhaupt von keinen Gewissensbissen geplagt wird, darum bekümmern sollte. Klagen ist ein Zeichen der Schwäche. Der Wille zur Macht lenkt Politiker, Pfaffen, Wucherer, Tyrannen, Geizhälse, Streber, Feldherrn, Gesetzgeber, Betrüger, Verleumder, Mörder, Heuchler und Verliebte.

Auch nach Nietzsche besteht das Leben aus Schmerz, Mühe und Leid, allein er empfiehlt nicht zur Linderung dieser Übelstände Weltentsagung und Verneinung des Willens zur Existenz, sondern vielmehr Kampf, unermüdlichen, rücksichtslosen

Kampf, selbst in der grössten Hoffnungslosigkeit. Kampf heisst seine Erlösungsformel. Wo man etwas Lebendiges findet, findet man den Willen zur Macht, der zum Kampf auffordert. Der Krieg ist der Vater aller Dinge, sagt schon Heraklit. Jeder will sich zur Geltung bringen und bedient sich der Waffen, die er am sichersten handhaben kann. Der Riese braucht seine Faust, der Zwerg seine Schlauheit, der Reiche sein Geld, die Frau ihre Schönheit oder Liebenswürdigkeit, der Priester das Fegefeuer oder die Hölle und das Kind seine Tränen.

Tiere und Menschen befinden sich in beständigem Kriegszustand. Jedes Wesen will herrschen und seine Existenz auf Kosten des anderen sicher stellen. Im Kriege kommt die persönliche Kraft zu Ehren, und selbst der Besiegte sollte sich darüber freuen. Töten ist Gesetz der Natur, welche Kraft und Jugend liebt. Selbst das scheinbar den Frieden liebende und verkündende Christentum hat es nicht vermocht, die Lust am Kriege zu beseitigen; ja in seinem Interesse sind von den offiziellen Vertretern mehr blutige Kämpfe geführt und mehr Länder verwüstet worden, als zum Besten irgend einer anderen Religion. Das Christentum ist die geheiligte Form der Heuchelei. Der Krieg ist als Mittel zur Selbsterhaltung sittlich berechtigt. Der Heidelberger Theologe Rothe hielt den Krieg mit Ausnahme des zur Verteidigung des Vaterlandes geführten

für verwerflich, rechtfertigte ihn aber als Reinigungsmittel einer unsittlichen Atmosphäre.

Nietzsche sieht im Kriege die edelste Lebensbejahung; sein Ideal ist der Feldherr, der jeden Widerstand beseitigt und morsch gewordene Völker vernichtet. Im Kriege wird der Grundstein zu einem neuen Leben gelegt, denn er erweckt die Lust an Gefahren und Wagnissen. Die Waffen dürfen also nicht niedergelegt werden; wo dies geschieht, tritt Stagnation ein.

Gott ist tot, dafür soll also der Übermensch in die Erscheinung treten. Wenn wir ihn auch nicht selber ins Leben rufen, so können wir uns doch zu Vätern oder Vorvätern derselben machen, indem wir uns bei der Wahl der Gattin von der Rücksicht auf das kommende Geschlecht leiten lassen.

Das Glück des Ehemannes besteht in der Durchführung seines Willens, und das der Frau in Willigkeit; damit ist die Harmonie in der Ehe verbürgt. Wer also von gleichmässiger Erziehung der Geschlechter redet, ist nach Nietzsche ein Flachkopf. Je mehr sich bei den Griechen die Kultur vertiefte, desto strenger wurden sie gegen das Weib. Das emanzipierte Weib bedeutet geistigen und körperlichen Rückgang. Es ist, worin doch hauptsächlich seine Bestimmung besteht, unfähig zur Erzeugung kräftiger Kinder und zukünftiger Krieger; durch die verlangte Gleichstellung mit dem Manne verliert es seinen

Einfluss auf denselben und untergräbt die natürlichen Instinkte. Im Weibe steckt viel Kleinlichkeit, Pedanterie, Oberflächlichkeit, Anmassung, Unbescheidenheit und noch manch anderer hässlicher Charakterzug, der nur durch die Furcht vor dem Manne gedämpft wird.

Das Weib will keine Wahrheit; seine grosse Kunst ist die Lüge, der Schein und die Schönheit. Es soll schweigen in der Kirche, der Politik und Wissenschaft, dafür sich aber mit den praktischen Ergebnissen der Physiologie vertraut machen, um als Köchin die Entwickelung der Menschheit zu befördern. Doch man will es mit aller Gewalt kultivieren, als ob nicht alle Kultur im Gegensatz zur Natur stände und folglich Zersplitterung und Schwächung der Willenskraft zur Folge hätte.

Die Frau ist durch ihre Natur zur Gehilfin des Mannes bestimmt. Deshalb liebt sie auch instinktiv den Mann der Kraft und Entschiedenheit, der wie Rinaldo Rinaldini schrecklich im Kampf, dafür aber desto verliebter im Schlosse ist.

Wo die Frau dominiert, kommt das Ewig-Langweilige zum Vorschein. Die Pflege der Kultur soll, wie bei den Griechen, ausschliesslich Sache des Mannes sein. Aber die Frau ist ein kluges Raubtier, das durch Dienen zur Herrschaft gelangt und es durch ihre Sklaventugenden fertig bringt, sich vom Manne ernähren zu lassen.

Im Privatleben war Nietzsche ausserordentlich rücksichtsvoll gegen die Frauen und hatte auch

manche treue Freundin unter denselben. „Man kann nicht milde genug gegen sie sein“, pflegte er zu sagen. Ein Liebeslied hat er jedoch nie gedichtet, noch viel weniger hat er sich, da nach seiner Ansicht ein verheirateter Philosoph in ein Kuriositäten-Kabinet gehörte, verehelicht. Auch in seiner philosophischen Dichtung „Zarathustra“ tritt keine Frau auf.

Liebesheiraten sind ihm ein Gräul. Alle Ehen, eingegangen im Liebesrausche, sollten ungültig erklärt werden, denn sie haben den Irrtum zum Vater und die Not zur Mutter. Wahre Ehen sollen auf dem Geschlechts-, Eigentums- und Herrschertriebe beruhen, also Vernunftehen sein, deren Zweck darin besteht, etwas über die beiden Hälften hinauszuschaffen, oder mit anderen Worten, einen Genius zu erzeugen.*) Trotzdem aber soll jeder freie Geist, der weder dienen noch bedient sein will, sich nicht in die Ehefesseln schmieden lassen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, ein Gassen-Dialektiker wie Sokrates zu werden.**)

---

*) Das lateinische Wort genius kommt von gignere (erzeugen oder gebären).

**) Auf die Möglichkeit, durch systematische Zuchtwahl einen kräftigeren Menschenschlag zu erzielen, wiesen vor Nietzsche Pückler-Muskau, Radenhausen und W. Jordan hin. Praktische Versuche in dieser Richtung wurden von der Oneida-Gesellschaft im Staate Newyork angestellt. Auch der Vater Friedrichs des Grossen riet seinen langen Grenadieren, sich ihnen körperlich ebenbürtige Frauen zu nehmen um wo möglich Riesen zu erzeugen.

Wie der Landbauer bemüht ist seine Tiere durch Kreuzung zu veredeln, so betreibt ein Grossgrundbesitzer im finsteren Russland die Veredlung der Menschen. Über eine eigenartige Hochzeit, die vor einiger Zeit in Perm im nordöstlichen Russland stattfand, berichtet eine medizinische Zeitschrift Folgendes:

Die Hochzeit gehört zu einer Reihe interessanter biologischer Experimente, die der Grossgrundbesitzer Raschatnikow seit Jahrzehnten veranstaltet. Er hat nämlich eine grössere Geldsumme der Züchtung schöner Menschen geweiht. Er duldet unter seinen Arbeitern nur die vollkommensten und gesündesten Exemplare von Männern und Frauen. Unter diesen Leuten stiftet er selbst Heiraten, indem er diejenigen Paare zur Vereinigung bringt, die den schönsten menschlichen Nachwuchs zu liefern versprechen. So hat er sich nach und nach eine Kolonie auserlesener Schönheiten geschaffen und sich auf seiner Zuchtfarm der Aufgabe unterzogen, das Menschengeschlecht zu verbessern. Er hat bereits 40 Musterpaare zusammengebracht und diese haben jetzt über. 100 wirklich ausserordentlich schöne Kinder. Die Buben strotzen von Kraft und Schönheit, die Mädchen sind Typen von Anmut und Lieblichkeit.

Ausser dieser zweiten von Raschatnikow nach seinen eigensten Ideen gezüchteten Generation war nun das Paar der erwähnten Hochzeit

das erste, dass er zusammengefügt hat und das ihm eine neue, dritte Sprösslingsschaft von Idealmenschen schaffen soll. Der Bräutigam war ein Bauer Namens Wasiliew, geradezu ein Wunder von jugendlicher Schönheit, die Braut ein entzückendes Mädchen von 18 Jahren. Das Paar wurde in der Kutsche des Gutsherrn zur Kirche gefahren und erhielt von ihm eine Aussteuer, bestehend in einem hübschen Häuschen und reichlichem Ackerland. Das Hochzeitsmahl wurde gleichfalls vom Gutsherrn gegeben, und Herr Raschatnikow selbst brachte dabei einen Toast auf die „zweite Generation seiner Pfleglinge“ aus.

Die Sklavenhalter der amerikanischen Südstaaten betrieben ihrer Zeit die Menschenzüchtung als ein profitables Geschäft, weil sie den erwachsenen Neger als ein Wertobjekt betrachteten, das ihnen auf offenen Markte einen Preis von 1000 Dollars und darüber einbrachte.

Mit dem früher besprochenen Wiederkunftsgedanken hat sich Nietzsche als dem Allerheiligsten seiner Lehre mehrere Jahre ernstlich beschäftigt und denselben bereits in der „Fröhlichen Wissenschaft“ angedeutet. Dieser Glaube hat seine Quelle in grenzenloser Lebenslust, also im dionysischen Charakter seiner Philosophie.

Alles ist ewig, alles kehrt im Kreislauf der Dinge wieder, allem ist der Stempel der Ewigkeit aufgedrückt. Die Kraft ist ewig tätig; sie

erleidet keine Verminderung. Alle Zustände und Verbindungen der Elemente sind schon einmal da gewesen und werden auch wieder erscheinen. Auch Schmerz, Hoffnung, Irrtum, Freude, Freundschaft und Feindschaft werden wiederkehren.

Wie es auf der Erde eine Zeit gab, in welcher infolge der Hitze kein organisches Leben existieren konnte, so wird es auch eine Zeit geben, in welcher unser Planet erkaltet und sich in seine Bestandteile auflöst; diese liefern dann den Stoff zu neuen Verbindungen. Eine Wiege steht in jedem Grab.*) Dieser Gedanke legt nun die Frage nahe:

„Kannst oder willst du so leben, dass Du eine Wiederkehr deines Daseins wünschest?“

Diese Wiederkunftslehre, die übrigens auf Neuheit keinen Anspruch hat, machte ihren enthusiastischen Verteidiger anfangs manchmal Kopfschmerzen, deshalb nämlich, weil er zugeben musste, dass, da einmal in Weltall nichts verloren geht, auch die Schwächlichen und Verächtlichen von dieser Wiederkehr nicht auszuschliessen waren. Allein er setzte sich schliesslich über diese Fatalität lachend hinweg und liess auch jene Schlechtweggekommenen auf ihre Façon selig werden.

---

*) Eine äusserst bombastische Antwort auf die Frage: „Was ist die Welt?“ gibt Nietzsche S. 411 seines Werkes „Der Wille zur Macht.“

Nietzsche ist der gewaltigste Apostel des unbeschränkten, aristokratischen, anarchistischen Egoismus, ein beredter Heiligsprecher der natürlichen Instinkte und ein unversöhnlicher Verächter der pessimistischen Weltverleumder. Das Evangelium, das er durch Zarathustra verkünden lässt, ist lange nicht so unzeitgemäss, wie er es hinstellt, denn es enthält mehr Herz und Nieren stärkende Wahrheiten, regt kräftiger zum Selbstdenken an und hat infolge dessen bereits mehr Leser gefunden als alle Schriften seiner zahlreichen Gegner.

